

In den Gräbern der Pharaonen

Autor(en): **Keller, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

IN DEN GRÄBERN DER PHARAONEN

Mühsam kletterten unsere Esel den steilen, beschwerlichen Felspfad empor, der von der Totenstadt des alten Theben auf die Höhe des Wüstengebirges hinaufführt, in dem, versteckt und schwer zu finden, die Gräber der alten Pharaonen liegen. Schroff fällt hier die libysche Wüste zum Niltal nieder. Seine grünen Felder und Palmenhaine reichen dicht bis an die Füße der beiden Memnonskolosse, die wie zwei gigantische Hüter der Toten starr auf ihrem Steinthron sitzen und unverwandt der aufgehenden Sonne entgegenschauen. Unter uns, im Sonnenbrande flimmernd, ein Wirrsal von Gräbern, kleinern und größern Grabdenkmälern, Palästen und Tempeln einer versunkenen Welt. Unser Pfad führt hoch oben tiefer ins Gebirge hinein. Bald ist der Ausblick ins grüne Niltal abgeschnitten. Die Wüste umsengt uns. So weit das Auge reicht, ein Hügelzug hinter dem andern, in den braungelben Tönen des Löwenfelles. Keinerlei Vegetation verkleidet diese Felsen, die seit unendlicher Zeit von einer dörrenden Sonne durchglüht sind. Keine Palme fächelt ihre Krone, kein Bächlein blinkt auf dem Grunde der Täler, kein Vogel wiegt sich im Blauen, kein Laut des Lebens schlägt an unser Ohr. Das Sonnenlicht allein führt seine rauschende Symphonie auf. Es ist, als ob es tönend und dröhnend in die Felsabgründe stürzte, und wie schmelzendes Metall unten brodelte, zischte und blitzte.

Plötzlich stehen wir am Rande eines Absturzes. Von allen Seiten fallen die Felsen steil ab und bilden so einen unten sich verengenden Kessel, der auf seinem Grunde seltsam zerwühlt ist. Es ist Bibân el Muluk, die Grabstätte der alten Pharaonen, das Tal des Todesschweigens. So könnte ich mir eine der Höllenbulgen Dantes vorstellen. Wen ließe der Dichter wohl heute darin büßen?

Tief ins Wüstengebirge hinein sind die Felsen jäh aufgerissen, als ob da hinab der Weg zur Unterwelt ginge. Er war es für die alten Ägypter, die da unten ganze Dynastien von Pharaonen begruben. Durch dieses Felsentor der Wüste sind sie in das Totenland eingegangen und „wandeln nun auf

den schönen Pfaden der Verklärten“. Tief ins Gestein hinein, zum Teil Hunderte von Metern, sind die Grabgemächer gehauen, die auf dem Grunde des Kessels, wohl verschlossen, zu Dutzenden nebeneinander liegen. Es sind vor allem die Gräber der großen Pharaonen der achtzehnten bis zwanzigsten Dynastie, fast dreieinhalb Jahrtausende vor uns, jenes Thutmes I., der Palästina und Syrien unterjochte, jener intriganten Königin Hatschepsu, deren reizvollen Tempel Dêr el Bahari unser Landsmann Eduard Naville ausgrub, Thutmes IV., der schon im Altertum einmal den verschütteten Sphinx von Gizeh vom Sande befreite, Amenhotep III., den Memnon der Griechen, in dessen Archiv zu Tell el Amarna man die keilschriftliche, diplomatische Korrespondenz der palästinischen Zwergkönige aus der Zeit vor dem Einzug der Israeliten fand, Sethos I., der die Hettiter besiegte, und andere mehr. Die Mumien dieser Könige waren allerdings zum größten Teil nicht mehr in den Gräbern. Man entdeckte sie erst vor einigen Jahren wieder, zusammengeworfen in einem versteckten Schachte in der Nähe der Königsgräber, wo man sie schon im Altertum aus Furcht vor Bestehlung verborgen hatte. Denn der Gräberdiebstahl war einer der häufigsten Frevel des alten Ägypten, wie noch vorhandene Prozessakten zeigen. Über welche Schlauheit die ägyptischen Spitzbuben dabei verfügten, beleuchtet in schalkhafter Weise schon Diodors hübsche Geschichte vom Schatz des Ramp-sinit. Was für ein Augenblick muss es doch für den Entdecker Mariette Bey gewesen sein, als aus dem halbverschütteten Loche die alten großen Pharaonen leibhaftig heraufstiegen! Amosis I., der die Hyksos vertrieb, womit vielleicht die Geschichte vom Auszug der Israeliten zusammenhängt, Thutmes III., der am Euphrat Elefanten jagte, der große Ramses II., der sogenannte „Pharao der Bedrückung“, dessen Adlernase wohl den Willen zur Macht, aber nicht die unersättliche Ruhmsucht und Baulust verrät — und noch viele andere.

Sobald einer der großen Könige zur Regierung kam, fing er an, sein Grab zu bauen. Dann wimmelte das einsame Wüstental von Hunderten von Arbeitern, die den Stollen immer tiefer in die Felswand hinabtrieben. Jahre und Jahrzehnte lang grub ihre Hacke, um die dunkeln Gänge und Gemächer, Nischen, Schachte und Kapellen auszuhöhlen, zur Wohnung für den Herrscher, wenn

er einmal das Land der Lebendigen verlassen würde. Schreiber kamen, um die Taten des Pharaos mit bunten Hieroglyphen in alten, von Jahrtausenden geprägten Ruhmesphrasen an die Wände zu schreiben. Künstler stiegen in die Finsternis hinab, um beim Schein der Ampel eine tiefsinnige Symbolik des Lebens und des Todes in ungeheuerlichen Phantasien darzustellen. Ein Leben brauchte es, um sich so die Stätte der Todesruhe zu bereiten. Allerdings nicht Ruhe hofft der alte Ägypter im Tode zu finden, sondern ein neues Leben. Dieses ist nicht eigentlich ein höheres, wertvolleres Leben, sondern das selbe, das der Mensch auf Erden gelebt hat. Die selben Sorgen erwarten ihn, die selbe Arbeit, die selben Freuden. Die beständige Beschäftigung der Ägypter mit Grab und Tod entspringt daher weniger einer ernsten Resignation, sondern einem unersättlichen Lebenshunger, der nie genug bekommt von den guten Dingen, die des Menschen Herz erfreuen. Von diesem Lebenshunger zeugt auch noch das Grab. Es ist mit allen seinen Schrecken, seiner Symbolik und seiner Kunst ein Hymnus auf das nie genug zu liebende Leben.

Die Gräber ziehen sich auf dem Grunde des Felsenkessels ziemlich steil in den Berg hinab. Die zimmerhohen Gänge erweitern sich da und dort zu kleinen, ebenen Räumen und Kapellen. Nischen und Seitengänge sind in die Wände eingehauen, gefährliche, tiefe Schachte unterbrechen gelegentlich plötzlich den Lauf dieser Gänge. Diese brechen sich oft in allerlei Winkeln, um immer in einem größeren Raume zu enden, wo der Sarkophag mit der Mumie des Pharaos stand. Alle Gräber ähneln sich sehr nach Anlage und Darstellungen.

Machen wir einen Gang durch eines dieser Grabgemächer! Über dem Tor leuchtet die geflügelte Sonnenscheibe, an der die Uräusschlange emporzüngelt, wie das Böse, das immer das Gute umlauert. Die Göttin Maat breitet ihre Flügel schützend über dem Eintretenden aus. Der König steht vor dem Gotte. Der heilige Skarabäus, der die Weltkugel vor sich herschiebt, spricht von der ruhelosen Macht des Werdens. Und nun gehts in die Tiefe des Schachtes hinab. Den Hinuntersteigenden begleitet den Wänden entlang ein grauenhafter Knäuel von Schlangen und Dämonen. Heute mindert das elektrische Licht den Schrecken, der von ihnen ausgeht. Als ich vor zwölf Jahren zum erstenmal in

diese Gräber hinabstieg, da ließ der fahle Kerzen- oder Fackelschein, mit dem damals allein die Gemächer erhellt werden konnten, die giftgeschwollenen, sich ringelnden Schlangenleiber mit ihren phantastischen Köpfen in einer fast wirklichen Gespensterhaftigkeit erscheinen. Erschrick nicht, wenn im spärlichen Licht plötzlich wieder eines der Ungeheuer aus der Finsternis auftaucht. Eine höllische Schlangenphantasie hat sich da in diesen Wandmalereien ausgetobt, um durch die Darstellung dieses alten Angsttiers der Menschheit das Entsetzen auszudrücken, das den Menschen auf seinem Gang durch Nacht und Tod begleitet, oder die unheimlichen Mächte, mit denen er zu kämpfen hat. Rechts und links bäumen sich Schlangenleiber auf und speien Flammen. Sie umringeln Götter und Menschen. Sie sitzen sperber-, hunds- oder geierköpfig auf den Barken, auf denen der Tote dahinfährt. Sie fliegen wie Pfeile durch die Luft und haben bald Flügel und bald Füße. Aus einem Leib wachsen drei, vier, fünf Häupter heraus, wie die Äste aus einem Baumstamm. Sie sind der Thron, auf dem Göttinnen sitzen. Sie überwölben da einen Mann wie ein drohendes Schicksal und richten sich dort vor einer Frau auf wie eine unlösbare, unheimliche Frage. In unendlichen Schlingen begleiten sie den Toten und bedrohen mit geöffnetem Rachen alles, was leben will. Alles, was an Furcht und bleicher Angst im Menschen liegt, ist hier aus den heimlichsten Winkeln der Seele hervorgekrochen und zum schreckenden Bilde geworden, dessen beklemmender Macht in der Finsternis sich nicht leicht einer entzieht. Zwischen diesen Schlangen hocken ungeschlachte Dämonen am Wege und furchtbare Götter und Göttinnen warten auf den Toten. Sicher kommt durch diesen Höllenspuk nur hindurch, wer schuldlos ist, wen der Gott geleitet, der mit der bösen Schlange, der Feindin des Sonnengottes kämpft, wer die magischen Formeln und Zaubersprüche kennt, die den Eintritt ins Totenreich ermöglichen. Man sieht, wie der Tote in die „Halle der beiden Wahrheiten“ tritt, um dort den zweiundvierzig Richtern Rede und Antwort zu stehen. Es sind phantastisch gezeichnete Dämonengestalten mit Schlangen-, Sperber-, Geier- und Widderköpfen und einem Messer in der Hand. Hieroglyphen über ihnen künden ihre Namen: Blutfresser, Weitschritt, Schattenfresser, Wendekopf, Flammenauge, Knochenbrecher, Flammenatem, Feuer-

bein usw. Man sieht den Toten vor sie hintreten und seine Sünden bekennen. Der Gott Horos wägt sein Herz auf einer großen Wage mit der Hieroglyphe der Wahrheit. Es wurde bei der Einbalsamierung gewöhnlich herausgenommen und an seine Stelle der heilige Skarabäus gesetzt, und die Totengesänge bitten es, am Tage des Gerichts nicht als Zeuge aufzutreten. Dann schreibt der Schreiber, an denen es im ägyptischen Jenseits ebensowenig fehlte wie in der Bureaukratie des Diesseits, das freisprechende Urteil. Horos nimmt dann den Toten an der Hand und führt ihn zu seinem Vater Osiris. Dort wird der Tote selbst zum Osiris, zum getöteten und wieder auferstandenen Gott, der im Totenreiche herrscht.

Überall sehen wir in den alten Religionen, wie der Mensch das Schicksal des Gottes erlebt und sich so mit ihm identifiziert. Das ist sogar dem christlichen Sprachgebrauch, namentlich der Mystik, nicht fremd geblieben. Die Identifikation des Menschen mit dem Gotte ist zu einem großen Teil der symbolische Sinn der antiken Mysterien und Kulte.

Derselbe Gedanke findet sich in den Gräbern noch in anderer Darstellung. Man sieht den Sonnengott, mit dem sich der Pharao identifiziert, auf der Himmelsbarke dahinfahren, durch das Reich der Nacht, aus dem er rätselvoll wieder ans Licht kommt. Das Schicksal der untergehenden Sonne, ihr Weg in der Nacht, war den alten Völkern immer eines der brennendsten Rätsel, in dem sie auch den Sinn des Todes enthalten wähten. Der Untergang der Sonne und ihre Wiederauferstehung ist daher immer wieder als Symbol des Todes und Lebens geschaut worden. Das ist der Punkt, wo die Vorstellungen vom Schicksal des Menschen aufs innigste mit astronomischen Anschauungen verknüpft worden sind. Und auf diese uralte Verknüpfung stützt die Astrologie bis in unsere Zeit ihren Anspruch. Manche Kapellen dieser Grabgemäcker sind ganz mit astronomischen Darstellungen bedeckt. Tiefblau wölbt sich oben der Himmel mit goldenen Sternen. Der Weg der Sonne durch den Tierkreis ist als riesenhafte Schlange dargestellt. Der Sonnengott Rê, der sich noch nicht auf dem Rücken der Himmelskuh in den Ruhestand begeben hat, fährt majestätisch dahin. Gestalten, wie sie nur der Angsttraum gebiert, stehen schreckhaft am Wege. Verdammte schwimmen

knirschend in unterirdischen Gewässern. Gekrönte Machtwesen, durch den Phallus deutlich als Götter des Lebens gezeichnet, treten auf. Isis, die den Verstorbenen wie ihren Gatten betrauert, hält ihm das Zeichen des Lebens, das Henkelkreuz, an die Nase. Der hundsköpfige Anubis öffnet ihm mit einem Schlüssel den Mund zur Verantwortung. Ist der Tote durch all diese Prüfungen hindurch und in die unterirdischen Behausungen eingegangen, so sieht man ihn, wie er dort wie in der Oberwelt weiterlebt. Sein Kâ, sein Geist, eine Art Astralleib, der neben dem Bâ, der Seele weiterlebt, freut sich seines Besitzes und der Beschäftigung, die er auf Erden betrieben. Was ihm auf Erden lieb war, wird ihm im Bilde mitgegeben, seine Herden, seine Schätze, seine Sklaven, seine Frauen und Kinder. Wie auf Erden sieht man ihn pflügen, in den Schilfgewässern jagen, das Vogelnetz stellen, den Sklaven gebieten, Frau und Kinder herzen. Auch Nahrung muss man ihm ins Jenseits mitgeben, sonst müsste er seinen eigenen Unrat verzehren. Man tut das auch wieder so, dass man all die Leckerbissen, an denen er sich im Leben labte, in unendlichen Portionen im Bilde neben ihn stellt. Was die Kunst so darstellt, soll nicht nur die Erinnerung oder den Schein erzeugen, sondern sie gibt den Dingen Leben und Wirklichkeit.

Damit stehen wir wohl an einer der Quellen der Kunst überhaupt. Die Kunst dient für den Menschen des grauen Altertums nicht nur zur Befriedigung eines ästhetischen Bedürfnisses; sie ist ein Zauber, durch den er Gewalt bekommt, über die dargestellten Dinge. Sie ist die Kraft, die der Imagination Wirklichkeit gibt. Sie ist mit der Magie verwandt und mit dem Traum, die innerste Wünsche und Hoffnungen entbinden und diese Schatten der Seele mit dem Blute des Lebens und des Wirklichen tränken.

Was an den Wänden durch die symbolischen Malereien an Raum übrig gelassen worden ist, nehmen unendliche Inschriften mit den zierlichen bunten Hieroglyphen ein, eine andere Art jener Symbolik, in der der Mensch des Altertums sich ausdrückte. Alles in diesen Gräbern ist Symbol, die Kunst und die Schrift. Was in der ursprünglichen Menschenseele gährend und ungestüm emporstieg wie der Saft in den Bäumen trieb, wo es zu Tage trat, als erste farbige und berauschende Blüte das Symbol hervor. Es enthält noch das ganze, ungeteilte Leben der Seele, das ursprüng-

lich quellende Gefühl, das dunkle Streben, den keimenden Gedanken. Es ist noch nicht so weit vom innern Weben und Werden entfernt wie der ausgereifte Gedanke, der scharfe Begriff, dem schon das blutwarme Leben verloren ging wie einem Knaben der größte Teil des Wassers, während er es aus der Quelle mit der Hand zum Munde schöpft. Das Symbol lehrt uns einen tiefen Blick in die Vorgeschichte des Denkens. Alles Denken ist ein Beziehen, ein Vergleichen, ein Verknüpfen, ein Brückenbauen von einem zum andern. Das Symbol im sprachlichen und künstlerischen Ausdruck, ist wohl der älteste, tastende und doch geniale Versuch solcher Vergleichung und Verknüpfung, der Versuch, das Ferne durch das Nahe, das Äußere durch das Innere, das Geistige durch das Körperliche, das Unbekannte durch das Bekannte auszudrücken. Und das in voller Willkür und unbeschränkter Souveränität des schauenden Menschen, der die Sonne und die Sterne, Erde und Himmel als Abbilder und Sinnbilder seiner eigenen kleinen Welt gebraucht. So spricht heute noch das Kind und der Wilde, der Traum und der Wahnsinn. Aber wer es wüsste, und wer sucht, findet auch in unserer Sprache eine Fülle solcher ursprünglicher Symbolik, wie sie in dieser Hieroglyphenwelt von den Wänden leuchtet. So malt der Ägypter kleine niedliche Kibitze, spähende Adler, verschlafene Eulen, pickende Tauben, Löwen und Schlangen, greifende Arme, Blätter und Blüten, Haus und Gerät als Hieroglyphen an die Wand und redet durch sie, vermittelt der in ihnen liegenden geheimen Beziehungen, von Himmel und Erde, von der Höllenfahrt des Sonnengottes, vom zeitlichen und ewigen Leben.

So frisch, als ob der Maler eben den Pinsel weggelegt hätte, leuchten diese Hieroglyphen und Malereien von der Wand. Sie künden von der Furcht und Hoffnung, in der die Völker während Jahrtausenden gelebt haben. Mit allen Schrecken gehetzt, scheint die Seele in Todesangst vor der Schlange, der Feindin alles Lebens, erstarren zu müssen. Aber wie die Lotosblüte aus dem Schlammgewässer emporsteigt — ein weißes, anbetungswürdiges Wunder — so trieb eine geheimnisvolle Macht aus diesen dunklen Abgründen der Todesfurcht, aus dem Brodeln wilder irdischer Wünsche, aus der Trägheit des Herzens jene Wunderblume der Unsterblichkeitshoffnung empor, die als Verheißung eines höhern

Lebens fromm über allem Irdischen blüht und mit ihrem Leuchten die Nacht erhellt.

Den reichsten Schmuck hat gewöhnlich die Grabkammer, wo der ungeheure Sarkophag mit der Mumie des Königs stand. Wie schon gesagt sind die meisten Mumien schon im Altertum vor den Räubern geflüchtet worden. Nur ganz wenige finden sich noch an Ort und Stelle, so die Leichen Amenhoteps II. und seiner Prinzen. Die Königsmumie liegt frei in einer kleinen Nische. Sie ist aus dem Sarkophag herausgenommen worden. Die Binden mit den Texten des Totenbuches, die sie umwickelten, sind gelöst worden. Mit wunderbarer Treue hat die Kunst der Einbalsamierung die Züge erhalten. Sie sind hart und grausam; wir würden ihnen nicht gerne im Leben begegnen. Schauerlich ist in der Nacht des Berges in der lauernden Stille das Zusammensein mit dem alten, grausamen Pharaon, der schwarz und unheimlich wie ein Gespenst in seinem Grabe liegt, während greuliche Schlangen und Dämonen von den Wänden herab Schrecken verbreiten. Und wäre nicht ein junges blühendes Leben an meiner Seite geschritten, so hätte das Herz wohl einen Augenblick unter dem kalten Hauch dieser Todeswelt erschauern können. Und doch sind ja alle diese Bilder der Angst nur Geschöpfe und Ausgeburten der Menschenseele, die zwischen Furcht und Hoffnung hin und herschwankt. Was die alten Ägypter in gespenstigen Symbolen an die Wände schrieben, tragen ja die Meisten von uns, verborgen und gut verwahrt, auch in sich selber. Und es wird sofort alles wieder lebendig, sobald die Nacht wieder Herrschaft über den Menscheng Geist gewinnt. Darum hinauf zur Sonne! Sie blendet uns bei unserm Aufstieg aus der Unterwelt mit Licht und Leben und fährt auf der Himmelsbarke sieghaft und allem Nächtlichen feind auf dem tiefblauen Himmelsozean einher!

Unter ihren Strahlen regt sich auch wieder die Freude und warme Menschlichkeit. Unser Führer bettelt fast darum, da er die ganze Zeit auch die Nacht, in dieser tödlichen Einsamkeit verbringen muss. Seine Wächterstelle ist die Belohnung für seine Tapferkeit in der Schlacht bei Omdurman. Stolz erzählt er, wie er dem Sirdar Lord Kitchener half, die aufrührerischen Derwische des Mahdi aufs Haupt schlagen. Aber lieber erzählt er, trotz der Landessitte, auf meine Frage zutraulich von seiner Familie, von

dem kleinen Abdallah und der Fatme, die sein Vaterherz erfreuen. Ja er überwindet die Scheu vor dem Fremden und wagt es, da ich freundlich mit ihm scherze, sich sogar nach meinen Familienverhältnissen zu erkundigen.

„Bei Allah! das ist deine Tochter, o Herr!“

„Nein“, erwidere ich lachend „es ist meine Frau. Eben jetzt habe ich sie aus dem Hause ihres Vaters genommen.“

„Maschallah“, sagt er „und seine weißen Zähne blitzen in dem dunkelbraunen Gesicht, „wie jung ist sie, und Euer Gnaden ist doch schon ein älterer Pascha! Warum hast du so lange gewartet?“

„Schau Freund“, antworte ich ihm, „wenn du dir ein Weib genommen hast, und sie gefällt dir nicht, dann sagst du zu ihr einfach „bitalate“ (die abgekürzte Scheidungsformel), und du bist sie los. Wenn wir aber ein Weib haben, das unserm Herzen nicht süß ist, so müssen wir sie unser ganzes Leben behalten, und deshalb denken wir viel vorher nach, warten lange und werden, alt bis wir uns ein Weib nehmen.“

„Bei Allah! wenn es so ist, so hast du recht“, sagt er, und nimmt den Scherz mit dem immer willigen Humor des Fellaah lachend auf. „Du bist ein kluger Mann, Allah schenke dir langes Leben!“

ZÜRICH

ADOLF KELLER



NEUJAHR

Nun haben sie das alte Jahr gewendet
Und schreiben wieder eine grade Eins.
Sie feiern es mit einem Glase Weins
Und sagen sich, wie alles wohl geendet.

Ein graues Tuch mit Blumen deckt den Tisch,
Worauf der Wein mit Licht und Farben spielt.
Das neue Jahr wird tastend vorgefühlt:
Es ist kein Vogel und es ist kein Fisch!

Verschwommen ist die Welt, in Grau getaucht!
Man weiß nicht, was man will und was man braucht!
So tröste du mich, Schale klaren Weins!

Ich schreibe wiederum die Eins.
Ob mehr, ob minder, alles bleibt sich gleich:
Der Frühling bringt die Blumen, und der Mond ist bleich!

KARL SAX